

Da geht noch was

Sprachwandel in bewegter Gesellschaft

| ROLAND KAEHLBRANDT | **Gesellschaften verändern sich fortlaufend und damit auch ihre Sprachen. Welche Faktoren spielen dabei eine Rolle? Was ist charakteristisch für die deutsche Sprache? Eine Reflexion über sprachliche Ursprünge, die zunehmende Digitalisierung der Kommunikation und den Versuch einer respektvolleren Verständigung.**

Wie soll man heute jemanden begrüßen? Mit *Guten Morgen*? Oder besser mit *Hallo*? Denn *Hallo* ist der neue Gruß für alle Tageszeiten. Für *guten Morgen, guten Tag und guten Abend*. *Hallo* als Gruß für alle Gelegenheiten hat sich in den letzten zehn Jahren in rasanter Geschwindigkeit verbreitet. *Hallo* war ursprünglich vor allem der Gruß am Telefon. *Hallo* ist aber längst nicht mehr nur eine Grußform. Inzwischen können wir *Hallo* zum Beispiel auch als Ausruf der Bestätigung dafür verwenden, dass jemand recht hat (oder auch als Achtungsbekundung): *Aber hallo!* Oder als Ausdruck der Empörung, fragend, mit ansteigender Stimme: *Hallo!?*

Was wir hier in Aktion sehen, ist Sprachwandel durch millionenfachen Gebrauch. Allerdings ist es nicht unbedingt der passende Gebrauch für alle Deutschsprachigen. Manche Ältere werden die neue Grußformel *Hallo* ablehnen. Sprachwandel wird hier bewertet. Damit sind wir bei Fragen und Debat-

ten, die der Sprachwandel auslöst: Was wollen wir bewahren, was nicht? Was können wir überhaupt am Sprachwandel beeinflussen? Geht er nicht sowieso über uns hinweg, sodass es ohnehin keinen Sinn hätte, sich ihm entgegenzustellen? Oder haben wir den Wandel selbst

»Wenn wir am Sprachwandel teilnehmen, sind wir durch unsere Muttersprache vorgeprägt.«

in der Hand, schließlich gehört die Sprache doch uns allen!

Was uns die Sprache überliefert und wie sie uns damit prägt

Haben wir die Sprache in der Hand? Was haben wir in der Hand, und was hat uns in der Hand? Wie ist beispielsweise die Beziehung zwischen unserer Sprache und unserem Denken? Sind die Sprachen austauschbare Etiketten, die wir auf vorgefertigte Ideen kleben? Oder beeinflussen Sprache, Denken und Handeln einander? Nach Wilhelm von Humboldt sind die Sprachen nicht einfach verschiedene Ausdruckssysteme für dasselbe vorsprachlich Gedachte; sondern zusätzlich zu ihrer kommunikativen Funktion wirken sie kognitiv, sie sind „die Fassung des Gedankens selbst“. Der australische Sprachwissenschaftler Nicholas Evans hat sich mit verschiedenen Sprachen der australischen und nordamerikanischen Ureinwohner befasst und dabei herausgefun-

den, wie sehr die Sprachen die sozialen Beziehungen ihrer Sprecher regeln, dadurch dass sie diese auf ganz spezifische Weise benennen. Sprachen sind, Evans Worten nach, „kognitive Modelle sozialen Denkens“. Schauen wir uns einmal einen prägenden Aspekt der deutschen Sprache an. Eine hervorstechende Eigenschaft ist die leichte Wortbildung durch Ableitung oder Komposition. Das führt zu einer großen Präzision, z.B. – typisch fürs Deutsche – in der Bewegungsrichtung. Der Sprachwissenschaft-

ler Roman Jakobson hat solche Prägungen durch die Sprache so beschrieben, dass Sprachen sich hauptsächlich durch das unterscheiden, was sie vermitteln müssen, und nicht durch das, was sie vermitteln können. Wir sind in sprachliche Denkweisen also nicht eingesperrt. Aber die Sprache beeinflusst uns doch. Wenn wir also am Sprachwandel teilnehmen, dann sind wir durch unsere Muttersprache vorgeprägt. Es sollte uns deshalb übrigens nicht gleichgültig sein, dass immer wieder Sprachen sterben.

Wie die inneren Kräfte des Sprachbaus auf den Sprachwandel einwirken

Wenn sich die Sprache permanent wandelt, dann wandelt sie sich auch innerhalb ihres eigenen Gefüges. Der Sprachwandel folgt dabei dem, was man, so der Sprachforscher Edward Sapir, eine Drift, also eine Strömung, nennen kann. Es ist kein simpler Mechanismus und auch kein Automatismus. Alles kann zum Beispiel durch externe Faktoren auch wieder anders kommen. Aber es gibt doch Pfadwahrscheinlichkeiten. Man kann die Verbreitung einzelner sprachlicher Veränderungen in einem mathematischen Modell teilwei-

AUTOR



Dr. Roland Kaehlbrandt ist Vorstandsvorsitzender der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, Frankfurt am Main, und Professor für Sprache und Gesellschaft an der Alanus-Hochschule für Kunst und Gesellschaft.

se mit sehr guter Wahrscheinlichkeit rekonstruieren. Wie die quantitative Linguistik zeigt, setzen sich die Veränderungen so durch, dass sie zumeist erst langsam beginnen. Sie steigen dann exponentiell und verlangsamen sich, um schließlich einen Sättigungsgrad zu erreichen. Veränderungen hängen dabei auch mit dem Sprachbau zusammen. Sie unterliegen also nicht unserem völlig freien Willen als Sprecher. Mit anderen Worten: Wir können zwar tun, was wir wollen, es wird aber nicht ohne Weiteres den Sprachwandel beeinflussen. Eine solche Drift oder eine Strömung wird durch das Verhältnis zweier Kräfte beeinflusst: Sprachökonomie und Redundanz, oder einfach formuliert: Bequemlichkeit und Deutlichkeit. Der französische Sprachwissenschaftler André Martinet hat diese Wirkkräfte so formuliert: „Die sprachliche Entwicklung wird gelenkt durch die ständige Antinomie zwischen den Kommunikationsbedürfnissen des Menschen und seiner Tendenz, seine geistige und körperliche Tätigkeit auf ein Minimum zu beschränken.“ Der Linguist Rudi Keller hat dies in Form einer Devise so formuliert: „So sparsam wie möglich und so redundant wie nötig.“

Den Prozess des Sprachwandels kann man gut am deutschen Konjunktiv II nachverfolgen. Der Konjunktiv II (irrealis) der schwachen Verben ist z.B. beim schwachen Verb *arbeiten* schlicht identisch mit der Vergangenheitsform Imperfekt („Wenn er *arbeitete*, käme er weiter“). Der Konjunktiv II ist bei den schwachen Verben also ziemlich undeutlich. Nun haben die schwachen Verben zahlenmäßig stark zugenommen. Zusätzlich werden auch manche starke Verben zu schwachen umgeformt (zunehmend z.B. bei *schwören*). Und

»So sparsam wie möglich und so redundant wie nötig.«

deshalb ist es immer häufiger der Fall, dass der Konjunktiv II in seiner eigentlich korrekten Form nicht gut zu erkennen ist. Was ist die Folge? Wir verwenden heute gewöhnlich das Hilfsverb *würde*, also „Wenn er *arbeiten würde*, käme er weiter“. Aber dabei bleibt der Sprachwandel nicht stehen. Denn nun weitet sich der Konjunktiv mit *würde* sogar auf die Konjunktiv II-Formen der selteneren starken Verben aus, also auch auf die deutlicheren Formen: „Wenn er *arbeiten würde*, *würde er weiterkom-*

men“ (statt *käme*). Die Ersetzung von *käme* durch *würde kommen* wäre eigentlich aus Gründen der Deutlichkeit nicht nötig. Aber jetzt wirkt das Prinzip der Bequemlichkeit. Warum extra Formen lernen, wenn es auch einfacher geht? Und so schleifen sich auch diese deutlichen Formen wieder ab, weil sie zu selten geworden sind. Sie werden in die Drift des Sprachwandels hineingezogen. Bequemlichkeit steht also im Spannungsverhältnis mit dem Erfordernis der Deutlichkeit. Hier sind sprachimmanente Kräfte am Werk, die wir nicht einfach individuell beeinflussen können.

Wie gesellschaftliche Entwicklungen den Sprachwandel beeinflussen

Aber ein dritter Faktor des Sprachwandels tritt nun hinzu, und das sind gesellschaftliche Entwicklungen. Werfen wir dazu mit dem Linguisten Thorsten Roelcke einen Blick in die Geschichte der deutschen Sprache: Während in der Zeit des Humanismus in unseren Nachbarländern die Wissenschaften zu einem Aufblühen der Nationalsprachen beitragen, ist es in Deutschland die Reformation, die die Ausbildung der deutschen Sprache voranbringt. Luthers Bibelübersetzung ist bis heute prägend.

Anzeige



WWW.SLOVOS.COM

Academic proofreading and copyediting

For excellence in English

Viele seiner Spracherfindungen sind uns auch 500 Jahre danach noch so geläufig, dass wir gar nicht auf die Idee kämen, dass sie einmal erfunden wurden: *Machtwort*, *Feuereifer*, *Trübsal*, *wetterwendisch*, *Langmut*... Luther ging es in seiner Übersetzungsarbeit darum, von allen verstanden zu werden, allgemeinverständlich zu sein. Heute, wo wir uns an eine bürokratische und technokratische Imponiersprache gewöhnt haben, können wir uns kaum noch vorstellen, dass die Forderung nach Verständlichkeit der Sprache einmal eine solche Wucht entfalten konnte wie zur Zeit der Reformation. – Aber es sind nicht nur aufklärerische und emanzipatorische Motive am Werk, wenn es um die Beeinflussung des Sprachwandels geht. Die zweifelhafte deutsche Tradition der sozialen Distanz zu den einfachen Schichten durch sprachliche Schwerverständlichkeit setzt sich auch in moderner Zeit fort. Im Bereich des Managements herrscht heute ein aufgeblähter Imponier-Jargon. Auf der Welle einer ideologischen Verallgemeinerung betriebswirtschaftlicher Denkansätze werden Begriffe wie *Struktur*, *Strategie*, *Vision*, *Mission*, *Innovation*, *Potenzial*, *Modularisierung*, *Flexibilisierung* zu neuen Fetischbegriffen erhoben. Sie verbreiten eine Aura scheinbarer Fraglosigkeit und „fragloser Plausibilität“ um sich herum. Ein anderer gesellschaftlicher Einfluss, den wir derzeit erleben, rührt von der digitalen Revolution her. Sie bringt einen starken Import englischsprachiger Neuwörter mit sich. So waren in den 90er Jahren 60 Prozent der Neuwörter im Deutschen englischen Ursprungs. In den Nuller Jahren waren es 40 Prozent. „Keine Gruppe von Fremdwörtern des Gegenwartsdeutschen wächst so schnell wie die Anglizismen (...)“, so der Erste Bericht zur Lage der deutschen Sprache von 2013. Eine weitere Folge der digitalen Revolution ist die Tatsache, dass noch nie so viel schriftlich kommuniziert wurde wie derzeit. Durch Twitter, Facebook, und WhatsApp dringt eine neue Mündlichkeit ins Schriftliche ein. Das sollten wir uns vor Augen führen: Die Schriftsprache war bislang die Bildungssprache: Wer schrieb, versuchte korrekt zu schreiben, die richtigen grammatischen Formen zu verwenden, möglichst sogar im privaten Bereich die Rechtschreibung zu respektieren. Kurznachrichten in den neuen digitalen Medien müssen aber nicht den Normen

des Schriftdeutschen entsprechen. Hier gilt Schnelligkeit, Direktheit, Spontaneität und gerade nicht eine zeitraubende Sorgfalt, wie sie das Bildungsdeutsch, also das klassische Schriftdeutsch erfordert. Und so entsteht eine neue Schriftsprachkultur. Groß- und Kleinschreibung, Zeichensetzung und dergleichen zählen hier nicht. Skeptiker sehen darin eine Gefahr für die Beherrschung der Schriftsprache und eines differenzierten Wortschatzes. Andererseits bilden sich aber auch interessante neue Formen heraus: E-Mail-Romane, Poetry Slams, Wissenschafts-Slams, Barcamps – ständig werden neue Kommunikations-Formate entwickelt. Dabei zählt die Direktheit der Kommunikation „auf Augenhöhe“; weniger die Sprachrich-

»Die Sprache kann letztlich nicht besser sein als die Gesellschaft.«

tigkeit als die Spontaneität, durchaus aber auch Originalität und Witz. Neue Redewendungen (Phraseologien) zeugen von dem schnellen Takt, unterlegt mit einer Mischung aus Lässigkeit und Ironie: A: *Haalo!* B: *Hä?* A: *Geht's noch?* B: *Wie jetzt?* A: *Das geht gar nicht!* B: *Doch, da geht noch was.* A: *Aber hallo!* Die korrekte Wortfolge nach Konjunktionen wie *weil*, *obwohl*, *außer dass* schwindet im Umgangssprache zusehends. Wenn man zusätzlich den Einfluss mit einbezieht, den die Einwanderung von Millionen Menschen aus anderen Sprachfamilien mit sich bringt, dann bleibt es spannend: Werden sich die bisherigen Sprachnormen halten (die ja in der Schule noch gelten, aber immer schwieriger nur eingehalten werden können)? Oder müssen wir schon bald eine Veränderung der Norm vollziehen, damit sich die Bildungssprache nicht zu sehr von der Umgangssprache entfernt? Dann wird womöglich wieder der bekannte Zyklus einsetzen: Zuerst die Vereinfachung, bis die Differenzierung nicht mehr funktioniert; und dann wieder die Stärkung der Deutlichkeit durch zusätzliche grammatische Formen.

Wie Begriffe Wirklichkeit schaffen

Nicht nur die Sprache wird gewandelt, sondern die Sprache kann selbst wiederum Wirklichkeit schaffen, nicht nur abbilden. Wir drücken unsere Zeit in unseren Begriffen aus. Unsere Begriffe können sich zu Diskursen verselbstän-

digen und verfestigen und wiederum unsere Zeit mit prägen. Begriffe wie *Sozialidarität*, *Emanzipation* und *Lebensqualität* haben zum Beispiel in der Ära Willy Brandt die Hoffnungen der Mehrheit der Bevölkerung in Schlüsselbegriffe gefasst. Sie materialisierten sich in der Mitbestimmung und im Versuch, ein durchlässigeres Bildungssystem zu schaffen. Die konservative Opposition bemerkte damals, dass sie die Leitbegriffe der Zeit nicht im Angebot hatte und nahm unter Heiner Geißler den „Kampf um Worte“ auf. In den Nuller Jahren sind es Leitbegriffe wie z.B. *Governance*, *Evaluation*, *Mediation*, *Sozialunternehmer*, *Projekt*, *Netzwerk*, *Empowerment* und *Wellness*, um die herum sich ganze Dienstleistungssysteme bil-

den. In unserem Jahrzehnt ist die Bemühung um empathische Sprache allorten zu erkennen. Sie institu-

tionalisiert sich zunehmend. Sensible Sprache gegenüber Minderheiten, geschlechtergerechte Sprache – inzwischen sind sie in vielen Bereichen Bestandteil von Verwaltungsverordnungen geworden. Doch das Paradies auf Erden wird der Sprachwandel dennoch nicht mit sich bringen. Denn so wie sich sozialer Fortschritt in ihm abbildet und von ihm befördert werden kann, so nimmt er auch die rohen und gewalttätigen Reflexe der Gesellschaft auf.

Am 4. Juni 2016 berichtete die Frankfurter Allgemeine Zeitung, dass der Präsident des Bundeskriminalamts, Holger Münch, im Zusammenhang mit den sozialen Medien vor einer „Verrohung der Sprache in Deutschland“ als Vorstufe der Gewalt gewarnt habe. Die Sprache kann letztlich nicht besser sein als die Gesellschaft.

Die Sprache bewegt sich in der Gesellschaft dynamischer Kräfte, die im Sprachwandel zusammenwirken: Diese sind unsere eigenen sprachlichen Vorprägungen, der innere Sprachbau, die gesellschaftlichen Entwicklungen und schließlich die Wirklichkeit, die von der Sprache selbst hervorgebracht wird. Was den Sprachwandel so faszinierend macht, ist dies: dass wir in ihn hineingezogen werden, in diese große Drift, in diese Strömung massenhafter täglicher Veränderung. Und dass wir doch auch selbst daran mitwirken.